

## Nach der Weltgebetsoktav 1967

Nach Beendigung der Weltgebetsoktav ist es angebracht, sich über die bisherigen Erfahrungen Rechenschaft abzulegen und einige Konsequenzen daraus zu ziehen.

Im Vergleich zu vergangenen Jahren hat nicht nur die Zahl der Veranstaltungen, welche die Wiedervereinigung der getrennten Christen zum Thema haben, zugenommen; es hat sich auch am Stil und an der Gestalt einiges geändert. Statt einzelner Vorträge werden in zunehmendem Maße Podiumsdiskussionen gehalten. Dadurch wird der Dialog konkreter. Er wird nicht bloß mit einem vorgestellten, sondern mit einem persönlich anwesenden Partner geführt. Die Einladung dazu geht sinnvollerweise auch nicht nur von einer Seite, z. B. von einem katholischen Bildungswerk oder einer evangelischen Gemeinde aus, sondern von beiden Seiten. Gemeinden, Akademien, Bildungswerke tun sich zusammen, bereiten alles gemeinsam vor, laden gemeinsam ein und richten die Einladung an Teilnehmer aus allen Konfessionen. Das ist gut so. Es bringt zum Ausdruck, daß die Probleme des Getrenntseins von beiden Seiten ernst genommen werden und daß die Brücke zur Überwindung von beiden Ufern aus gebaut werden muß. Der Besuch solcher Podiumsdiskussionen war im allgemeinen sehr gut. Er zeigt, welche Erwartungen die Teilnehmer haben: Sie wollen aus erster Hand informiert werden, die Gesprächspartner *im Gespräch* miterleben, sie wollen sehen, welche Atmosphäre in der Diskussion aufkommt und wie die Sprecher aufeinander reagieren. Man will beide Seiten hören und sich selbst eine Meinung bilden. Gewiß, es mag auch solche Zuhörer geben, die eine Art Schauspiel miterleben wollen, bei dem sie selbst nicht mitagieren, nur zuschauen oder gar den Richter spielen. Aus eigener Erfahrung aber meine ich festzustellen zu können: Die große Mehrheit der Teilnehmer ist mit Ernst und Ergriffenheit bei der Sache, und das auch bei schwierigen theologischen Fragen, die bis vor einiger Zeit nur von Fachtheologen unter Ausschluß der Öffentlichkeit diskutiert wurden. Man darf also als Konsequenz festhalten: So wichtig theologische Einzelvorträge sind, dem Ziel der Weltgebetsoktav, die getrennten Christen einander näherzubringen, dürften öffentliche Diskussionen mehr entsprechen, zumal auch das Publikum dabei zu Wort kommen kann. Die Tendenz geht in diese Richtung. Wir sollten die Chance nutzen.

Auch bei Gebetsgottesdiensten, die für die Wiedervereinigung gehalten werden, läßt sich eine ähnliche Tendenz beobachten. Früher hatte jede Gemeinde für sich besondere Gebete oder eigene

dennoch mißlang und sein zweistündiges Referat nicht zum Fortgang des Dialogs beitrug, lag vielleicht nur an der Ungeschicklichkeit, mit der der christliche Theologe anhand seiner Kenntnis der marxistischen Literatur von deren Menschenbild sprach und mit der er die christliche Gegenthese formulierte. Das von Thielicke als marxistisch bezeichnete Menschenbild wurde von Roger Garaudy und anderen Marxisten als unzulässig vereinfacht abgetan – ob zu Recht oder zu Unrecht, sei dahingestellt. Und was die christliche Gegenthese angeht, so war sie wirklich nur eine Gegenthese. Wenn man die Quintessenz der christlichen Anthropologie als *dignitas aliena* formuliert, also die Würde des Menschen als »fremde«, eben von Gott her kommende Würde auffaßt, dann bestätigt man unfreiwillig die marxistische Religionskritik; man geht ihr gewissermaßen auf den Leim falscher Gegensätze. Der Marxist, der dem religiös orientierten Menschenbild vorwirft, es sei heteronom und entfremde den Menschen sich selbst und seinen Aufgaben in der Gesellschaft, findet sich durch den Begriff von der *dignitas aliena* gerade bestätigt. Gerade das ist es ja, wogegen er im Namen der Menschenwürde glaubt kämpfen zu müssen.

Trotz der theoretischen Unbrauchbarkeit der von Thielicke vorgetragenen Formulierung des christlichen Menschenbildes war die These von der *dignitas aliena* nützlich, weil Thielicke mit ihr eine praktische Absicht verfolgte. Er wollte den Menschen vor jedem Zugriff totalitärer Systeme schützen und festhalten, daß der Mensch unantastbar ist, weil Gott selber seine Würde garantiert. Hinter Thielickes Humanismus-Entwurf stand also das Verlangen nach Humanität.

Diese Unterscheidung von Humanismus und Humanität kann durchaus als der rote Faden der bisherigen Gespräche gelten. Die Logik der Diskussion führt vom Allgemeinen zum Besonderen, von der Theorie zur Praxis, vom Abstrakten zum Konkreten: vom Humanismus-Problem zur Frage nach der politischen Gestalt der Humanität.

Wenn man die von Christen und Marxisten proklamierte Denkform des Humanismus in die Verhaltensweise der Humanität übertragen will, muß man konkret werden, muß man über Schriftstellerprozesse, Ausreiseverbote, Professorenentlassungen, Minderheitenschutz, Parteiverbote, Propaganda, Zensur und ähnliches sprechen. Auf Herrenchiemsee wurde diese Konkretheit nur für kurze Zeit erreicht. Man fragte zu viel nach Humanismus und zu wenig nach Humanität. War diese Flucht in die Theorie eine Ausflucht? Oder sollte es Rücksicht sein? Dann wäre es falsche Rücksicht gewesen. Denn die Theorie läßt sich nicht ohne ihre praktischen Konsequenzen diskutieren, auch dann nicht, wenn man wissenschaftlich analysieren will. Ein Humanismus, der sich nicht in Humanität umsetzte, wäre inhuman.

Ingo Hermann

Gebetsgottesdienste abgehalten – allenfalls wurden Christen der anderen Konfession noch dazu eingeladen. Heute werden in zunehmendem Maß die Gottesdienste von beiden Konfessionen gemeinsam getragen. Texte und Lieder werden zusammen ausgewählt oder neu verfaßt, z. B. durch Textkommissionen, in denen Laien und Geistliche beider Konfessionen zusammenarbeiten. Bei dieser Form der Zusammenarbeit hat man – soweit ich beobachten konnte – fast durchweg gute Erfahrungen gemacht, in Bonn z. B. schon seit mehreren Jahren. Gelegentlich haben auch kirchliche Behörden, denen die erarbeiteten Texte noch zur Genehmigung vorgelegt werden mußten, aufgeschlossener reagiert, als zuvor erwartet. Das ist ermutigend und sollte viele Gemeinden und ihre Pfarrer und Pastoren veranlassen, im kommenden Jahr mindestens diese Form der Zusammenarbeit anzustreben. Unterschiedlich allerdings wird noch die Frage geregelt, an welchem Ort solche Gottesdienste stattfinden dürften. In manchen Bistümern dürfen nur solche Räume benutzt werden, in denen nicht auch Pfarrgottesdienste stattfinden.

In Bonn werden die gemeinsamen Gebetsgottesdienste seit Jahren in den Pfarrkirchen gehalten, mit Erlaubnis des zuständigen Kölner Ordinariats. Was in diesem Jahr in Münster geschah, bedeutet gegenüber einen weiteren Schritt nach vorn. Dieses Beispiel sollte Schule machen. Denn es stellt für den gegenwärtigen Stand der Beziehungen zwischen den Konfessionen in etwa die angemessenste Form eines gemeinsamen Gottesdienstes dar. Über das gemeinsame Beten und Singen vorher festgelegter Texte hinaus wurde ein freies Wort von der Kanzel gesprochen, und zwar vom evangelischen Geistlichen in der katholischen Kirche und vom katholischen Geistlichen in der evangelischen Kirche. So geschah es im katholischen Dom und der evangelischen Apostelkirche, aber auch in der katholischen Kirche der Universitätskliniken. Darin kommt etwas zum Ausdruck, was im Beten allein noch nicht in Erscheinung tritt: die schon bestehende Verbundenheit der Konfessionen, wie sie durch das gemeinsame Hören auf Gottes Wort konstituiert ist. Ein solcher Kanzelaustausch ist darüber hinaus ein Zeichen dafür, daß man Vertrauen zueinander hat, daß man auch Vertrauen zur Verkündigung des Evangeliums durch einen Vertreter der anderen Kirche hat, und daß man bereit ist, in einem gemeinsamen Gottesdienst sich Gottes Wort von einem Geistlichen der anderen Konfession sagen zu lassen. Ein solches Zeichen ist mehr wert als allgemeine Bekundungen des Wohlwollens zwischen den Konfessionen. Denn es macht die bestehende Gemeinsamkeit erfahrbar und konkret. Freilich sollte es bei dem gemeinsamen Hören, Beten und Diskutieren nicht bleiben. In der Praxis des kirchlichen Lebens müßte noch vieles geschehen: angefangen von der gemeinsamen Seelsorge für konfessionsverschiedene Ehepaare, die sich in ihrer Lage von beiden Kirchen allein gelassen fühlen, bis hin zur praktischen Zusammenarbeit der kari-

tativen Verbände, der Akademien, Bildungswerke, der sozialen und theologischen Seminare und der Berufsgruppen. – Die Erfahrungen der gemeinsamen Gottesdienste sollten uns Mut zur Zusammenarbeit an allen Bereichen machen.

Peter Lengsfeld

## Begegnung am Telefon

### Der »neue« Dienst der Telefonseelsorge

*Die Kunst des Helfens besteht darin, daß ich den Menschen dort abhole, wo er ist.* Kierkegaard

Eine Frau wählt eine Rufnummer. Sie versucht eine Verbindung herzustellen. Sie ruft an. Der Angerufene meldet sich. Sie ist mit ihm verbunden. Sie kennt ihn nicht. Aber durch die Rufnummer ist er bezeichnet als einer, der zu antworten bereit ist. Sie nennt keinen Namen. Sie beginnt ihn anzusprechen. »Würden Sie mir bitte ›Gute Nacht‹ sagen. Ich bin allein. Ich habe niemanden, der mir ›Gute Nacht‹ wünscht.« So lautet ihr Anspruch. Scheinbar belanglos. Der Angesprochene entspricht ihr. Es ergibt sich ein Gespräch. Eine Unterhaltung, die Unterhalt gewährt. Wenigstens für eine Nacht. Sie wird schlafen können diese Nacht. Weil sie gehalten ist durch diese Verbindung ...

Eine von vielen. Von vielen, die nicht wagen, sich dem Schlaf zu überlassen, weil sie sich niemals loss lassen konnten in der Erfahrung bergender Liebe. Sie sind alleinstehend. Sie haben kein Heim. Nur vier Wände, die sie erdrücken. Sie sind tüchtig in ihrem Beruf. Aber der Beruf ist keine Berufung. Man schätzt ihre Arbeit. Sie selbst sind nicht gefragt. Sie sind glücklich verheiratet (was man so glücklich nennt!). Aber der Partner hat sie nie innerlich vernommen, angenommen. Sie bleiben einsam, auch in der Ehe. Sie haben Eltern, deren Liebe keinen Halt bietet, nicht birgt. Sie bleiben ungeborgen. Die Umwelt ist sachlich geworden, ohne Wärme. Die alten Bindungen sind zerbrochen. Nichts trägt mehr. Man ist ungebunden. Nichts ist verbindlich, weil niemand ist, der verbindet. Der Partner ist »ein nettes Ding«, ein Ding, kein Du, das Antwort zu geben vermöchte. Leibliche Begegnung wird zum Geschlechtsverkehr, läßt zwei Menschen ruhelos und ohne Frieden zurück. Sie haben Angst, Lebensangst, Sterbensangst. Der Tod ist in die Hospitaler verdrängt. Die Angst durchherrscht das Leben. Sie trauen niemandem, am wenigsten sich selbst. Weil die Eltern ihnen nie etwas zugetraut haben. Oder weil niemand ihnen angetraut ist. Oder weil es keine Treue mehr zu geben scheint. Sie haben kein Vertrauen. Durch ein persönliches Wort könnten sie ihr Gesicht verlieren. Sie sind mißtrauisch und scheu.

Durch Presse, Rundfunk, ein Plakat oder den Hinweis von Bekannten sind sie aufmerksam geworden auf eine Rufnummer, die man Tag und Nacht an-